



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Soldatenbilder aus dem Feldzug in Schleswig. 2.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

für diese Zwecke Nichts thut, und vergleichen dieselbe mit der des Russischen Alexander, welcher unter heuchlerischen Thränen die Serben und Griechen Türkischer Barbarei preisgab. Damit ist zugleich die hohe Bedeutung Serbiens für das Südslaventhum angedeutet.

Begriffe die Serbische Regierung diese Bedeutung ihres Landes und Volkes, so hätte sie bei der kritischen Lage der Pforte unendlich viel für das christliche Element in der Türkei wirken können. Schulen, Unterricht, Erziehung des Slawischen Volkes in der Türkei, Bildung der Geistlichkeit sollten von Serbien ausgehen; denn Serbien ist, trotz seiner Suzerainetät, vollkommen frei. Diese Mittel, seine Präponderanz geltend zu machen und die Nothwendigkeit, welche die Pforte fühlt, mit Serbien in gutem Einvernehmen zu bleiben, hätten der Regierung genug Anhaltspunkte geboten, um auch unmittelbar für die Interessen der Bruderstämme thätig zu sein. Es ist dies nicht blos eine nationale Frage; es ist ein Europäisches Bedürfnis, denn die Interessen der Türkischen Slaven sind zugleich die der Civilisation, der Humanität. Der Slawische Stamm in der Türkei ist hier der naturursprüngliche Repräsentant und Träger derselben. An eine Civilisation der Osmanen oder der Arnauten ist nicht zu denken, ehe jene emancipirt sind, denn ein directer occidentalisch-Europäischer Einfluß auf das Türkenthum gehört, wie vieles Andere, in das Reich politischer Fabeln, an denen sich höchstens Kinder erbauen können. Mit dem Slawischen Interesse läuft das der Griechen und Rumänen, wenigstens in dieser Beziehung, Hand in Hand; wenn also Serbien jenes nicht beachtet, sündigt es auch gegen Letztere. Das Serbische Volk fühlt dies tief; die Gunst- und Freundschaftsbezeugungen der Pforte gegen die Serbische Regierung haben dieser in der öffentlichen Meinung mehr geschadet, als man sich's eingestehen will.

So arbeitet jeder Stamm einzeln, und man hat es nur dem richtigen Instincte des Volkes zu verdanken, daß es alle Sonderinteressen dem gemeinsamen des Slawenthums und Christenthums zu unterordnen versteht. Das Bewußtsein des Letztern hält alle Richtungen zusammen; es zeugt von einer tiefen Selbsterkenntniß, die dem gebildeten Westen bis heute fremd geblieben ist. Und dies ist der Punkt, auf welchem alle frommen Wünsche für die Erhaltung der Türkei über Nacht scheitern werden.

Soldatenbilder aus dem Feldzug in Schleswig.

2.

Hielt man auch mit Recht an dem Grundsatz fest, daß der Kampf gegen Dänemark ein rein Deutscher bleiben müsse, und gestattete deshalb keinem ausländischen Officier den Eintritt in das Heer, so wurden doch einzelne Polen und

Ungarn als Freiwillige in dasselbe aufgenommen. So war im Frühling 1830 ein alter Pole als Unterofficier in einem Infanterie-Bataillon angestellt worden. Er war eine eigenthümliche Erscheinung, der mir gleich vom ersten Augenblick an, daß ich ihn sah, lebhaftes Interesse abgewonnen hatte. Schon sein Aeußeres mußte für ihn einnehmen. Ein langer weißgrauer Schurr- und Knebelbart hing von seinem hagern scharfgezeichneten Gesicht herab, in dem ein Paar feurige graublau Augen blitzten. Wie Leder so zähe und braun war die Gesichtshaut zusammengetrocknet, und man sah es ihm an, daß gar mancher Sonnenbrand und manches Bivouac bei Sturm und Regen dazu gehört hatten, ihm dieses Aussehen zu geben. Eine fürchtbare Narbe zog sich von der Stirn an mit dunkelrothem Streif über die Nase bis an den Mundwinkel und theilte das Gesicht in zwei schräggeschnittene Hälften, die Stirn war hoch und frei, und nur spärliche eisen-graue Haare kamen unter dem Sturmband der Pickelhaube hervor. Die Gestalt schien mir aus Sehnen und Muskeln zu bestehen, dürr, zusammengetrocknet und dabei doch wieder kräftig und elastisch. Nur mit dem linken Fuß zog er in Folge einer Wunde etwas nach, wie ihm auch in der linken Hand der eine Mittelfinger fehlte; die Haltung war stets gerade und echt militairisch, und mochte die Julisonne auch noch so heiß brennen, er trug nach zwölfstündigem Marsche den vollgepackten Tornister und das schwere Gewehr noch mit einer Leichtigkeit, als sei er damit gleich auf die Welt gekommen. Sein Anzug war trotz stäubiger Märsche und regnißter Bivouacs stets auffallend rein und gut erhalten, und seine Waffen immer in einem Zustande, als wären sie von der besten Solinger Fabrik so eben erst abgeliefert. Das Bild eines alten Veteranen der Napoleonischen Kaisergarde vervollständigte das Kreuz der Ehrenlegion und ein Spanischer Orden. Als Soldat war er von seltener Pflichttreue, großer Kenntniß des Dienstes und dem ruhigsten Muth. Man merkte es ihm an, daß er schon auf gar manchem blutigen Schlachtfelde mitgekochten hatte. Gerade an dem heißen Tage bei Idstedt hatte er in hohem Grade sich ausgezeichnet. Ruhig, als kümmerte ihn das Pfeifen der Dänischen Spitzkugeln oder das dumpfe Brummen der Kanonenkugeln nicht im Mindesten, so war er im Feuer gestanden. Die Leute seiner Korporalschaft behaupteten, er habe einst gesagt, „er würde nie einen Dänischen Soldaten erschießen, wenn es nicht aus Nothwehr sei, sondern stets nur nach Officieren zielen“, und sie tragen sich mit der Sage, der Obergeneral des feindlichen Heeres, Schleppegrell, sei von seiner Kugel getödtet worden; daß er übrigens noch auf dem Rückzuge bei Idstedt zwei Dänische Officiere niedergeschossen hatte, war von vielen Augenzeugen gesehen worden.

In seinem übrigen Benehmen zeichnete sich M. durch düstere Schweigsamkeit aus. Obwol der Deutschen Sprache, wenn auch mit fremdartigem Accent, ziemlich mächtig, sprach er doch nie ein Wort, wenn er nicht mußte; nie hat man bei den Schwänken am Bivouacsener das mindeste Lächeln in seinen Zügen gesehen.

Viele Stunden lang konnte er so finster vor sich hinbrütend in die Flammen des Wachtfeuers starren, und wäre nicht das Blitzen seines Auges gewesen, das spähend in die Nacht drang, man hätte ihn leicht für ein lebloses Steinbild halten können. Auch mit seinen übrigen Polnischen Kameraden, wenn er zufällig mit ihnen zusammenkam, sprach er nur wenig. Dabei verschmähte er den Branntwein, aß wenig Fleisch und lebte meist von Hülsenfrüchten, starkem Kaffee, den er sich selbst kochte, und Brod.

Die Soldaten und selbst die Officiere hatten eine Art Scheu vor dem finstern Unterofficier, und obgleich sie alle seine trefflichen militairischen Eigenschaften achteten, so mieden sie ihn doch gern. Mich hatte der finstere Mann von Anfang an angezogen, denn eine unbeugsame eherne Charakterstärke lag in seinem ganzen Wesen ausgedrückt, und oft hatte ich ohne viel Erfolg versucht, ein Gespräch mit ihm anzufangen.

Da hatte eines Tags die Compagnie, bei welcher dieser Unterofficier diente, ein ziemlich lebhaftes Vorpostengefecht mit den Dänen, bei dem Diese zuletzt auch mit einigen leichten Feldgeschützen zu feuern angingen. Der Zufall wollte es, daß die zurückziehenden Feinde noch einen Kanonenschuß aus weiter Entfernung abfeuerten, und die Kugel desselben dem Unterofficier M. beide Beine unterhalb des Knies fortriß. Blutend stürzte der furchtbar Verwundete zu Boden, und mußte bestimmungslos von seinen Kameraden fortgeschleppt werden.

Am andern Morgen kam ein Soldat mit der Bitte zu mir, ich möge doch zu dem Verwundeten, der in einem nahen Bauernhause liege, gehen, da dieser mich zu sprechen wünsche. Auf dem Wege erzählte mir der Bataillonsarzt, daß M. wol innerhalb der nächsten 12 Stunden sterben werde. Möglich, ob schon sehr zweifelhaft sei es gewesen, ihn anfänglich durch die Amputation beider Beine zu retten, doch habe er dies entschieden verweigert und fest erklärt, er würde sich in diesem Falle den Verband abreißen. So sei man denn davon wieder abgestanden und jetzt sei der Brand schon eingetreten, der in wenigen Stunden schmerzlos ihm den Tod geben werde.

Der Verwundete lag in Decken gehüllt auf dem guten Strohlager in der reinlichen Kammer eines Bauernhauses. Der nahe Tod stand mit deutlichen Zügen auf sein bleiches Antlitz geschrieben, doch schien er ohne Schmerzen zu sein. Mit noch ziemlich fester Stimme bedankte er sich zuerst in seinem fremdartigen Deutsch, daß ich seinen Wunsch erfüllt habe und zu ihm gekommen sei, und sagte dann: „Nun noch die Bitte an Sie, dafür zu sorgen, daß wenn ich morgen begraben werde, dieser kleine Beutel mit Erde vom Grabe meiner Mutter und meiner Braut mir unter den Kopf gelegt wird“, und dabei zeigte er auf einen kleinen Beutel von Zuchtenleder, den er an einem starkem Lederriemen auf der Brust hängen hatte. Wie ich ihm dies versprochen, flog ein Lächeln über seine Züge, und er drückte mir die Hand; dann nahm er einen kleinen Geldbeutel, in dem

8 Louisd'or und einige Thaler Silbergeld waren, gab mir diese und sagte: „Dies ist mein einziges Vermögen, wollen Sie dafür sorgen, daß es in der Invalidenstiftung für den nächsten Polen, der hier im Heere invalid wird, angelegt werde? Meine Orden, die ich mir alle auf dem Schlachtfelde erwarb, mögen mit in meine Grube kommen, meine Taschenuhr der nächste Soldat unsers Bataillons, der sich auszeichnet, erhalten.“ Ich versprach ihm eine getreue Besorgung aller seiner Wünsche und frug ihn nun, ob er auch noch Angehörige habe, denen ich seinen Tod melden solle. „Niemand auf der ganzen Welt“, antwortete er mit einriger Bitterkeit. Als ich ihn bat, mir kurz sein Leben zu erzählen, begann er in seinem gebrochenen Deutsch:

„Nicht weit von Warschau in einem Dorfe an der Weichsel bin ich geboren. Mein Vater war ein alter Officier, der hatte noch unter Kosciusko, Dombrowsky und Poniatowsky gefochten, und der Kaiser hatte ihm selbst das Kreuz gegeben. Jetzt lebten wir auf einem kleinen Bauernhose, und mein Vater hatte die Fährre über die Weichsel gepachtet. Bei meiner Mutter lebte eine Cousine von mir, ein wunderhübsches Mädchen, mit der ich als Kind spielte. Ich nannte die kleine Maria, die ein Jahr jünger als ich war, nur meine Braut, und wir hatten ausgemacht, daß wir uns heirathen wollten, wenn wir erwachsen wären; die Aeltern lachten dazu und nickten mit dem Kopfe. Da wollte es der Zufall, daß der Großfürst Constantin durch unser Dorf ritt, als ich vor der Hausthür stand. Ich mußte ihm aufgefallen sein, da ich ein starker frischer Bursche von 17 Jahren war, denn ich sah, wie er einem Adjutanten Etwas zuflüsterte, was dieser in die Brieftasche schrieb. In der nächsten Nacht ward unser Haus von Kosaken überfallen, ich trotz aller unsrer Gegenwehr, wobei auch mein Vater arg gemißhandelt wurde, gebunden weggeschleppt, und nach Warschau in die Caserne des 4. Infanterie-Regiments gebracht. Ich mochte mich noch so sehr sträuben, man achtete nicht darauf, schlug mich so lange mit Stöcken, bis ich halb zusammensank, ließ mich in dunklem Keller hungern und dursten, bis ich müde wurde, und machte mich so zum Tambour. Mein Vater hat geklagt und selbst bis zum Großfürsten vordringen wollen. Was half dies Alles? Man drohte ihm endlich, wenn er nicht stillschweige, würde man ihn einsperren. So diente ich denn zwei Jahre als Tambour im 4. Infanterie-Regimente, bis endlich der September des Jahres 1830 kam, und wir die Russen aus Warschau trieben. Hussa, das war eine schöne Nacht (und das Gesicht des Sterbenden heiterte sich bei dieser Erinnerung förmlich wieder auf), da hab' ich Sturm getrommelt, bis mir endlich das Trommelfell sprang, und dann die Muskete genommen und auf die Russischen Officiere gefeuert, so lange es noch was zu feuern gab. Zwei Tage darauf ging ich auf Urlaub nach Hause, und jubelte, wie ich den Vater wiedersehen wollte, und die gute Mutter und meine liebe Maria. Als ich aber um die Waldesecke kam, hinter der das rothe Dach unsres Hauses lag, da sah ich dies nicht mehr, wol aber einen Hausen

Schutt und Kohlen, aus denen noch Rauch aufstieg. Entsetzt lief ich näher, und sah meinen Vater fast zerhackt von Säbelhieben an einem Baume hängend, eben so meine Mutter und meine Maria. Bestimmungslos fiel ich zusammen; mitleidige Nachbarnsleute haben mich aufgenommen und in ihre Hütte getragen. Mehrere Tage habe ich in wildem Fieber dort gelegen, und wie ich wieder zu mir gekommen bin, haben mir die Nachbarn erzählt, die Kosaken hätten meinen Vater und meine Mutter getödtet, der Maria Gewalt angethan und sie dann auch getödtet und unser Haus angezündet. Als ich dies hörte, da weinte ich mich aus, und seit jenem Tage bis heute habe ich nie wieder geweint und nie wieder gelacht. Von dem Grabe meiner Aeltern und meiner Braut nahm ich dies Säckchen Erde mit, um es stets auf der Brust zu tragen; dann that ich bei ihren Gebeinen den Schwur, so lange Gott mir das Leben und die Kraft meiner Arme lasse, fort und immer wieder fort gegen die Soldaten des weißen Czaren, oder wer sonst sein Bundesgenosse sei, zu kämpfen, und keinem Officier oder Kosaken je wieder Pardon zu geben. Und diesen Schwur habe ich bis heute treu gehalten," setzte der alte Pole mit dem Ausdruck tiefinnerer Zufriedenheit hinzu. „Als ich wieder hergestellt wurde, trat ich in mein 4. Regiment zurück, und manchen Russischen Officier und manchen Kosaken hab' ich niedergeschossen oder mit dem Bajonnett durchstoßen; das war meine einzige Freude, wenn ich gewiß wußte, daß von meiner Hand welche gefallen waren. Auch den Adjutanten des Großfürsten Constantin, der bei ihm war, als Dieser mich zuerst sah, nahm ich einst mit einer Patrouille gefangen. Der bat sehr um sein Leben und sagte, er habe Weib und Kind daheim, und wolle uns 1000 Ducaten geben, wenn wir ihn freiließen. Ich aber ließ ihn erst recht wuseln und bitten, und stieß ihm dann das Bajonnett durch das Herz, und wie sein Herzblut mir in das Gesicht spritzte, ward mir wohl zu Muthe. Mir selbst wurde in diesem Kriege ein Finger der linken Hand abgeschossen, und ich erhielt einen leichten Lanzenstich in die Seite. Als Polen verloren war, ging ich nach Frankreich mit vielen andern Kameraden. Wir hofften, die Franzosen würden Krieg mit dem weißen Czaren anfangen, und uns Polen wieder erobern helfen. An schönen Worten freilich fehlte es nicht, sonst kam es zu Nichts, und ich trat endlich in die Fremdenlegion zu Algier ein. Hier schlugen wir uns viel herum, ein Beduine gab mir den Hieb über das Gesicht, und ich hatte später Gelegenheit, einen Französischen Obersten aus den Feinden herauszunehmen, wofür ich das Kreuz der Ehrenlegion bekam. Das meines Vaters, das noch der Kaiser ihm gegeben hatte, war freilich mehr werth. Der König Louis Philipp sandte uns endlich nach Spanien der Königin Marie Christine zu Hilfe gegen den Don Carlos. Wie ich hörte, daß der Czar in Petersburg ein Freund des Don Carlos sei und Diesen mit Geld unterstütze, schoß ich mit viel mehr mehr Vergnügen die Officiere desselben nieder. Als die Legion endlich fast ganz aufgerieben nach Frankreich zurückkehrte, war meine

6jährige Dienstzeit vorbei, und obgleich ich Officier werden sollte, hatte ich doch nicht Lust weiter in derselben fortzudienen. Es trieb mich zu sehr, mit den Russen selbst wieder zu fechten. Ueber Constantinopel gelangte ich mit Mühen und Gefahren aller Art endlich an den Kaukasus zu den Tschetschenzen. Die nahmen mich im Anfang schlecht auf, wollten mich als Sklaven behandeln und nicht mit gegen die Moskowiter fechten lassen. Aber endlich sahen sie, daß mir wol zu trauen war, und ich Diese noch mehr haßte wie sie selbst, und so gaben sie mir ein Gewehr und ließen mich mit in den Krieg ziehen. Seit ich aus Polen fort war, hatte ich die erste Freude, wie ich wieder die Colonnen des weißen Czaren sah, und seine Officiere ihm niederschließen konnte. An 5 Jahre habe ich so im Kaukasus gefochten, und mancher Russische Officier und mancher Kosak ist von meiner Kugel getroffen worden. Endlich erhielt ich einen Schuß in den linken Fuß, konnte nicht mehr mit fort und ward gefangen. Die Moskowiter wollten meine Wunde erst heilen; dann sollte ich aber 100 Streiche mit der Knute erhalten, und auf Lebenszeit in die Bergwerke von Sibirien geschickt werden, weil ich als Pole gegen den weißen Czaren gefochten hatte. Als ich so ziemlich wieder hergestellt war, sperrte man mich in einem Thurne ein, der am „Schwarzen Meere“ lag. In einer Nacht brach ich die morschen Gitter des Fensters durch, und sprang in das Meer. Ich wollte sehen, ob ich mit meinem guten Schwimmen, das ich an der Weichsel als Knabe gelernt hatte, mich eines Rahnes bemächtigen könnte, oder sonst lieber im Wasser ertrinken, als mich von den Russen knuten lassen. Das Glück wollte mir wohl, ich fand am Strande einen leeren Fischerkahn, in dem ein betrunkenener Kosak lag und schlief. Den hand ich leise an Händen und Füßen, warf ihn dann in's Wasser und segelte in's Meer hinein. Drei Tage trieb ich so in demselben herum, ohne in der ganzen Zeit etwas Anderes zu genießen, als einen alten todten Fisch, der noch im Kahne lag. Schon war ich dem Verhungern nahe, da nahm mich ein Türkischer Schmuggler, der Sklaven nach Constantinopel brachte, an Bord auf; die Türken behandelten mich als Sklaven und verkauften mich in Smyrna an einen reichen Mann, der mich als Knecht in seinen Ställen anstellte. Nach einigen Monaten lief ich ihm davon, ließ mich zum Muselman machen und bei den Soldaten annehmen, und so war ich von der Sklaverei frei. Hoffte ich doch immer, der Großpasha der Türken würde wieder mit dem weißen Czaren Krieg anfangen und ich so etwas Gutes thun können. Mehrere Jahre war ich im Türkischen Dienst, da sagte eines Tags ein Polnischer Officier, der auch hier diente, ich sollte mich fertig machen, es würde bald in Polen wieder losgehen. Und wie ich das hörte, da freute ich mich, und wanderte mit noch zwei andern Landsleuten mit vieler Mühe und Gefahr durch die Bukowina nach Galizien. Hier trat ich bei einem reichen Edelmann ein, half dessen Jäger und Dienstleute einexerciren, und betete alle Tage zu Gott, daß ich noch erleben möge, daß Polen wieder groß und frei würde. Endlich, im Frühling 1846, kam es

zum Schlagen gegen die Oestreicher, aber es ward nicht viel daraus und nach einigen kleinen Gefechten siegten leider die Kaiserlichen. Mich nahmen sie gefangen, ließen mich Gassen laufen, 3 mal auf und 3 mal ab, durch 300 Mann, daß mir das blutige Fleisch in Fetzen vom Rücken hing, und steckten mich dann in ein Regiment, das in Italien lag. Endlich kam der März 1848, und auch in Italien brach es los: ich ging gleich zu den Sardinern über, ließ mich dort als Sergeant anstellen, und schob manche Kugel gegen die Oestreichischen Officiere ab. Hatte ich doch gehört, daß ihr Kaiser ein guter Freund vom weißen Czaren in Petersburg sei, und Alles thun müsse, was dieser befehle. Als in Sardinien im Winter Friede ward, ging ich mit mehreren andern Polen, denen es auch nicht recht bei den Italienern gefallen wollte, zu Schiff nach Zara, und so heimlich nach Ungarn. Da ward denn bald ein tüchtiger Krieg, woran mein Herz sich mehr freuen konnte. Endlich schickte der weiße Czar seinem Freunde Soldaten zur Hilfe, und nun ging es erst so recht an. Der erste Tag, an dem ich einen Major der Russen niederschloß, war mir der liebste seit langen Jahren, obgleich ich selbst einen Säbelhieb über den Kopf dabei bekam. Aber es wurden der Feinde doch zu viel. Ich war zuletzt mit in Komorn unter dem General Klapka, und das war mein Glück. Wir erhielten eine Capitulation, und ich dabei einen Paß, um nach Amerika auszuwandern. Aber nach Amerika wollte ich nicht, denn da gibt es keinen Krieg mit dem weißen Czaren, und ich wäre meinem Schwure untreu geworden. Ich wollte mich nach England einschiffen und sehen, ob es mir nicht glücken könne, von dort auf Umwegen wieder nach dem Kaukasus zu kommen, wo der Schamyl noch Krieg führt. In Hamburg hörte ich aber, der weiße Czar halte es mit den Dänen, und wolle Diesen sogar von seinen Kriegsschiffen welche zur Hilfe schicken. Nun kümmert mich sonst die Sache hier gar nicht, und es wäre mir ganz gleich gewesen, ob die Dänen oder die Schleswig-Holsteiner die Oberhand behalten hätten. Als ich aber vom weißen Czaren seiner Freundschaft gegen die Dänen hörte, da nahm ich sogleich Dienste in Altona. Nun ist es bald mit mir aus; ich freue mich darüber, denn meinen Schwur habe ich treu gehalten, und wenn ich meinen Vater, meine Mutter, und meine Braut dort oben wieder sehe, werden sie wol zufrieden mit mir sein. Haben Sie Dank, Herr, daß Sie zu mir gekommen, und schicken Sie mir recht bald noch einen Pfarrer, daß ich bei ihm beichten kann und er mir das Abendmahl gibt. Mußte ich auch in Smyrna mich äußerlich an den Türkischen Glauben halten, bin ich im Herzen doch stets ein guter Christ geblieben.“ Mit diesen Worten drückte der alte Soldat mir noch einmal dankend die Hand, und drehte das Gesicht an die Wand, als wolle er gern sich schweigend seinen Erinnerungen noch überlassen. Der Pfarrer, den ich rasch aussuchte, machte es noch möglich, dem immer schwächer werdenden das Abendmahl zu reichen. Bei seinen letzten Augenblicken waren einige Polnische Soldaten gegenwärtig, da er gewünscht hatte, von Lands-

leuten umgeben zu sterben. Diese erzählten mir später, daß sein letztes Wort, was er nur noch mit halber Stimme habe hervorbringen können, eine furchtbare Verwünschung gegen Rußland gewesen sei. Als ich am Abend wieder in die Kammer trat, war er schon eine starre Leiche. An seinem Körper wurden eifrig Narben von mehr oder weniger bedeutenden Wunden gefunden.

Am andern Morgen begruben wir ihn mit militairischen Ehrenbezeugungen. Unter seinem Haupte ruhte der Beutel mit Erde vom Grabe seiner Mutter, auf der Brust die Orden. Eine dreimalige Salve donnerte über das Grab des alten Soldaten. Eine kleine schwarz-roth-goldne Fahne schmückte seinen Grabhügel. Wahrscheinlich werden die Dänen, die ja alle Grabmonumente der in Schleswig gefallenen Deutschen Soldaten zerstörten, auch diese mit verbrannt haben. So ruht der arme alte Soldat denn jetzt ohne ein Zeichen der äußern Erinnerung, wie sein Name vergessen, sein Andenken verwischt ist.

Hippolytos und Phädra.

Aus Berlin.

Der Hippolyt des Euripides ist in der Reihe altgriechischer Tragödien, welche über die Breter der königlichen Bühne zu Berlin geschritten, die vierte. Antigone, Medea, Oedipus auf Kolonos sind ihm nach und nach vorausgegangen, und der Reiz des Originellen, den die abweichende Anordnung der Scene ausübte, hat sich verloren. Von den drei Vorgängern des Hippolyt konnte sich nur die Antigone durch ihre einfache, menschliche Schönheit dauernd auf der Bühne erhalten, und ich zweifle, daß es dem Hippolyt gelingen werde. Aber zu einer Vergleichung von literar-geschichtlichem Interesse bietet die Aufführung um so mehr Gelegenheit, als der Uebersetzer des Hippolyt, Justizrath Frize, in dem Vorwort zu seiner im Druck erschienenen Arbeit selbst auffordert, die kritische Parallele zu ziehen zwischen der Tragödie des Euripides und der Phädra des Racine. Mit wie künstlicher Entäußerung der Originalität auch immerhin der Französische Dichter nach den Formprincipien Griechischer Kunst zu schaffen trachtete, so blieb er doch genugsam moderner Poet, um die grundsätzliche Verschiedenheit des alten und des neuern Drama's an den Gegensätzen des Hippolyt und der Phädra erkennen zu lassen.

Herr Frize ist der Ansicht, daß Hoheit der Charaktere, Adel der Gedanken, ein Hauch der reinsten Sittlichkeit und scharfe Motivirung jeder Handlung und jeder Rede der Personen das Griechische Drama zu einem vollendeten Kunstwerk erheben, während jene Eigenschaften bei dem Franzosen fast überall ihrem Gegen-